

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 12

Artikel: Land zwischen Ost und West : als UNO-Experte in Syrien
Autor: Witmer, John
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustrationen vom Verfasser

Als UNO-Experte in Syrien

Von John Witmer

Land zwischen Ost und West

Als ich die Stellung eines UNO-Experten für Planung und Architektur nach Damaskus annahm, konnte mir eigentlich niemand sagen, was genau meine Aufgabe sein würde, wie ich mich darauf vorzubereiten hätte und welche Fachbücher allenfalls mitzunehmen wären.

Mein Freund Cassi-Ramelli, Professor an der Hochschule Mailand, mit welchem ich vor der Ab-

fahrt meine Mission besprach, meinte, daß man in einem solchen Falle einfach seinen Kopf mitnehmen müsse, technische Literatur würde nur beschweren, die Probleme seien so vielfältig, daß man eigentlich bei allem von vorne anfangen müsse. So flog ich denn ins Ungewisse, auf meine Erfahrung und meine Kenntnisse vertrauend.

Das «Ministère des Affaires Municipales et Rurales», dem ich zugeteilt wurde, war noch ein junges Ministerium. Seine Leitung hatte damals ein ehemaliger Generalstabsoffizier: Ahmed abdel Karim, dessen Pflichtenheft nicht nur die Finanz- und Steuerverwaltung, sondern auch die Elektrizitäts- und Wasserversorgung, die öffentlichen Bauten und den sozialen Wohnungsbau umfaßte.

Für meine spezielle Aufgabe der Stadt- und Regionalplanung hatte ich anfangs etwa vierzig Mitarbeiter, später etwa die doppelte Anzahl zur Verfügung. Ausgesprochene Fachkräfte waren allerdings die wenigsten, die meisten hatten vorher in einem anderen Ministerium gearbeitet. Zusätzlich schuf ich, über das ganze Land verteilt, fünf Zweigbüros, die ebenfalls nach meinen Weisungen arbeiteten.

Die Fülle an Aufgaben, die ich anpacken wollte, war nach kürzester Zeit so enorm, daß man mich bald als sozusagen allwissend betrachtete und diesen UNO-Experten als eine Art Nachschlagewerk benutzte. Die einheimischen Ingenieure, Architekten, Topographen, Techniker und Zeichner, die ich am Ministerium für Landesplanung betreute, aber auch alle die vielen Bekannten, die ich bald hatte, kamen mit den unterschiedlichsten Fragen zu mir: Wie man dem Mauerwerk antikes Aussehen verleihen könne, wie eine Wasserpumpe innen aussehe, wie man eine Konservenfabrik organisiere, wann die Mädchen in Europa ins Pubertätsalter kämen, wo man sich den grauen Star operieren lassen könne, wie man eine Karte genau vergrößern könne, ob die Betoneisen oben oder unten zu liegen hätten, wie eine automatische Heizung gesteuert werde, wie man Wein fabriziere ... und so weiter. Bald merkte ich, daß der Erfolg eines Experten stark mit der Fähigkeit zusammenhing, jedem Frager Auskunft erteilen zu können. Und im übrigen lernte ich dabei Menschen und Probleme in diesem Lande am besten kennen.

Vor allem Wasser

Planen hieß für mich zunächst Aufnehmen der Lage,

des Bestehenden im weitesten Sinne: Ermittlung der Bevölkerung und von allem, was mit ihr zusammenhängt, Erforschung unbesiedelter Gebiete und Feststellung der Wasservorkommen, da die Wasserversorgung in rund dreitausend Dörfern noch fehlte.

Leider wurde ich nicht immer zur Zeit konsultiert in diesen Fragen. So nahmen zum Beispiel ägyptische Ingenieure im südlichen Teil Syriens, der an großem Wassermangel leidet und dessen Boden zum größten Teil aus Tuffstein oder Basalt besteht, auf Grund recht unklarer Annahmen Bohrungen vor, die schließlich so teuer zu stehen kamen, daß man das Wasser auch mit Zisternenwagen hätte transportieren können. Sie waren der Ansicht, man könne mit den modernen Bohrmaschinen einfach überall Brunnen graben und gingen also auch in dieser Gegend rüstig an die Arbeit. Aber ohne jeden Erfolg. Nur mit Mühe konnte ich sie davon überzeugen, daß hier das Bohren keinen Sinn habe, da ja nicht die Maschine das Wasser erzeuge, sondern die Natur.

Auch in Palmyra, der Wüstenstadt, sollte eine Wasserversorgung eingerichtet werden. Die Leitungsgräben waren schon lange ausgehoben, und verschiedene Firmen aus der ganzen Welt wurden für eine Offerte eingeladen. Dabei gaben dann die Tschechen so billig ein, daß sie von der Regierung den Auftrag zur Lieferung erhielten. Bald kamen die Röhren ins Land und wurden entlang den Gräben verteilt. Ans Zusammenschrauben war jedoch nicht zu denken: jegliche Kurven, Abzweiger, Reduktionen, Hahnen oder Schieber fehlten. Als man mich zuzog, stellte ich sofort fest, daß die höheren Offerten eine prozentuale Mitlieferung aller Verbindungsmittel enthalten hatten. Jetzt mußte man sehen, wo man das Fehlende bekam. – Nach einem Jahr wurden die Teile aus Westdeutschland geliefert ... und aus dem anfangs preislich so günstigen Projekt war ein sehr kostspieliges geworden.

Nicht zuletzt wegen dieses Zwischenfalls hatte ich einen gewissen Zorn auf all die östlichen Experten, die sich im Lande herumtrieben. Ein imposanter russischer Experte brüstete sich, er hätte so viel, so unglaublich viel zu tun. Ich fragte ihn darauf, ob er denn die neueste schweizerische Erfindung nicht kenne, mit der man die Zeit entzweiteilen könne? Er schaute mich etwas ungläubig an ... und dann grüßte er mich einige Wochen nicht mehr.

In Derra, nahe an der jordanischen Grenze, wurden 1958 einige Leitungen für die Bewässerung dem

Betrieb übergeben, doch entstanden bald Schwierigkeiten. Der Bürgermeister bemühte sich, dieselben zu beheben und war bei meiner Ankunft gerade in einer heftigen Debatte mit einem stämmigen, schwarzbärtigen Feudalbauern. Seine Wasseruhr stand bei der jeweiligen Kontrolle am Monatsende merkwürdigerweise immer auf Null, obschon er seine Felder wacker bewässerte. Der Schlaumeier hatte die Technik erfaßt: Mitte Monat montierte er den Zähler umgekehrt in die Leitung, bis der Verbrauch auf Null sank, um dann steif und fest zu behaupten, er hätte ja noch gar nie Wasser für die Bewässerung gebraucht...

Alexander der Grosse

Nicht überall fließt das Wasser so selbstverständlich und billig. Salamié und Sfire, einst blühende Städte, sind heute am Aussterben, da das Grundwasser aus unerklärlichen Gründen einen stets zunehmenden Salzgehalt aufweist und deshalb immer unbrauchbarer wird. Da nützt die beste Ortsplanung nichts mehr, man muß für diese Menschen andere Unterkünfte suchen. Sie ziehen aus. Salamié hat in vier Jahren von 27 000 Einwohnern auf 13 000 abgenommen. So ist es wohl auch den vielen Städten in früherer Zeit ergangen, bei denen wir uns nicht erklären können, warum sie verlassen wurden.

Wir erforschten nun ein Gebiet nördlich von Lattaquié auf eine Tiefe von rund sechzig und eine Breite von etwa zwanzig Kilometern bis an die türkische Grenze, nachdem wir erfahren hatten, daß an der Küste einst, das heißt von 5000 vor Christus bis 500 nach Christus, eine Stadt gestanden hatte. Wo in der Geschichte irgendeinmal, sei es zur phönizischen Zeit oder unter Alexander, eine Zivilisation bestand, sollte es auch heute leichter sein, wieder Leute anzusiedeln und zu ernähren, um so mehr als sich die versalzenden Grundwasser auf lange Sicht gesehen manchmal wieder in trinkbare Wasser verwandeln.

Die Stadt, die wir suchten, soll Ras el Bassit heißen haben, aber niemand weiß genau Bescheid, wo sie gelegen hat.

Mit einem Jeep fahren wir los, durch den Urwald und blühende, wilde Oleanderstauden, bis es nicht mehr weitergeht. Dann stolpern wir zu Fuß weiter, handgroße graue Heuschrecken aufscheuchend, die Stiefel hie und da mit saugendem Geräusch wieder

Da musste ich lachen

Wir vermieten ein Ferienhaus und erhalten deswegen auch etwa Anfragen aus dem Ausland. Eben hatte mein Mann einem Herrn X. Y., Via dei Martiri Oscuri (Straße der unbekannten Märtyrer) in Mailand, geantwortet und bat mich, den Brief zum Einwurf mitzunehmen. Ich kontrollierte rasch die Adresse, weil mein Mann nicht Italienisch kann. Da stand in seiner sauberen Lehrerschrift schön und deutlich geschrieben: Signor X. Y., Via dei Mariti Oscuri (Straße der dunklen Ehemänner), Milano. Da mußte ich lachen...

N. R.-L.

aus einem Sumpf herausziehend, schwitzend bei einer Hitze von 35 Grad, unerträglicher Feuchtigkeit und unter dauernder Abwehr gemeiner Stechmücken.

Wir sind zu fünft und verteilen uns, um so mit größerer Sicherheit auf die Ruinen, die wir erwarten, zu stoßen. Ich mühe mich durch hohes Steppengras auf eine kleine Anhöhe hinauf mit weitem Überblick aufs Meer, und plötzlich knirscht es unter meinen Schuhen wie von zerbrochenem Geschirr. Das ist es auch: ich stehe mitten in einem unübersehbaren Scherbenfeld von Tongeschirr aus der Zeit der Jahrtausenden. Ich hebe ein Stück auf – ein Teil einer Vase mit römischer Inschrift! Das ist aber hier in Syrien nicht so alt, man wirft es wieder weg und sucht weiter. Dort, unter anderen, hellen Trümmern versteckt, schimmert es rötlich. Ja, es ist pompejanisch, rot mit schwarzer Verzierungen, griechisch – Alexander. Man kennt ihn, ob schon er im dritten Jahrhundert vor Christus Syrien beherrschte. Die Geschichte hat hier andere Maßstäbe als in Europa.

Nun durchstreifen wir die Umgebung, dringen wieder in den Wald hinein, um plötzlich auf eine mannshohe, zwanzig Schritte lange Mauer zu stoßen, genau gefügt und bestens erhalten, grün bemalt, aber märchenhaft unheimlich; rechts davon auf einer Kuppe steht noch ein hohes Tor, sonst nichts. Wohin führt es, wer wohnte hier? Totenstille, schleierhaft, und irgendwie scheint einem die Geschichte entgegenzukommen. Und da erinnere ich mich des arabischen Sprichwortes: «Sei vorsichtig, tritt leise auf die Erde, denn es liegen Menschen seit Jahrtausenden überall begraben.»

Der praktische Erfolg dieser Expedition war dann der, daß wir planten, in diesem Gebiet rund 10 000 Bauern anzusiedeln aus den Gegenden, die wegen des Wassers verlassen werden mußten.

Für jede Planung stand vor allem die Aufnahme der Bevölkerung im Vordergrund, die Wanderung, ihre prozentuale Zunahme und die Zusammensetzung. Es stellte sich heraus, daß in gewissen Städten 56 Prozent der Einwohner noch nicht das zwanzigste Altersjahr erreicht haben (in der Schweiz etwa 10 bis 15 Prozent), und der Anteil an Kleinkindern überraschte uns sehr. Dies rührt von der systematischen Arbeit der UNO durch die OMS (Organisation Mondiale de la Santé) her, welche in unermüdlicher Arbeit während der letzten fünf Jahre mit DDT-Zerstäubung, Spritzen und Medikamen-

ten der Malaria und der Syphilis auf den Leib gerückt ist. Nun kommen alle Kinder gesund und fröhlich auf die Welt, nur ist jetzt leider die FAO mit der Agrarproduktion noch im Rückstand, und niemand weiß, wie man die rapid zunehmende Bevölkerung in ein paar Jahren ernähren soll.

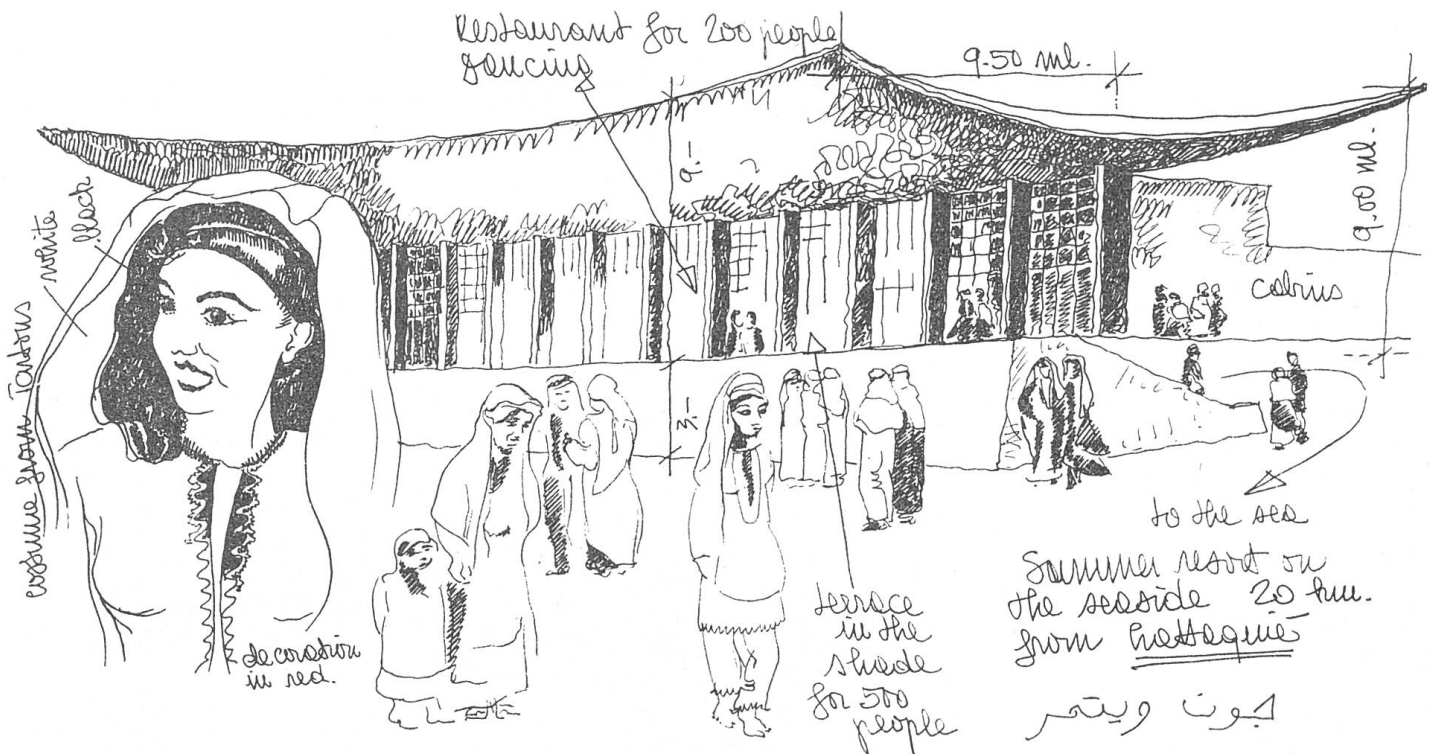
Das Pilz-Spital

Dies gehörte jedoch nicht zu meiner Tätigkeit, wegen der Kinderzahl die Größe und Verteilung der notwendigen Schulen in der Planung festlegt ... speziell in einem Land mit 85 Prozent Analphabeten.

Offiziell, von der Regierung aus, sind alle Kinder schulpflichtig, doch kommt es auf den betreffenden Bürgermeister an, ob die Kinder in die Schule gehen müssen oder nicht. So kann man etwa sagen, daß 90 Prozent der Knaben und etwa 30 Prozent der Mädchen eine Schule besuchen.

Die Mädchen sind aber auch mit sieben Jahren schon voll entwickelt und es kommt nicht selten vor, daß sie dann auch schon Mutter werden, und dann natürlich kaum mehr zum Schulbesuch gebracht werden können. Ein guter syrischer Freund von mir, der heute 34 Jahre alt ist, erzählte mir, daß seine Mutter nur zehn Jahre älter sei als er, und sein jüngstes Schwesterchen sei erst siebenjährig. Sein Bruder ist 17 Jahre alt und hat nun beschlossen, die 15jährige Tochter eines reichen Kunden zu heiraten. Allerdings verlangte deren Vater die nicht geringe Kaufsumme von 17 000 Schweizerfranken, weshalb der junge Mann am ehesten daran denkt, sich seine Frau zu rauben und nach dem Ausland zu entkommen.

Nicht alle Frauen jedoch scheinen so viel wert zu sein: Im Juni 1963 war wieder einmal eine spannende Revolution im Anzug, und wir erhielten von der UNO Befehl, für eine allfällige Evakuierung immer 500 Dollar auf uns zu haben. Da es aber die guten Dollar nicht mehr gab, kaufte ich in guten Treuen «Vreneli» und «King George». Wie sich nach einigen Monaten aber herausstellte, waren alle Stücke falsch, hatten indessen wenigstens das notwendige Goldgewicht. Für die «King George» erhielt ich dann um einiges mehr, als für die «Vreneli». Auf mein Erstaunen antwortete man mir, Goldmünzen mit Männerköpfen hätten bei den Moslems eben mehr Wert als solche mit Frauenköpfen!



Daß das junge Heiratsalter, die große Kinderzahl und die verbesserten hygienischen Bedingungen die Bevölkerungspyramide nach unten, das heißt in den jungen Jahrgängen, stark auseinandertreiben, ist kein Wunder. Als ich aber meinen vorgesetzten Stellen vorrechnete, daß sie in einigen Jahren deswegen noch ganz bedeutend viel mehr Schulen benötigen würden, war man männiglich erstaunt.

Merkwürdig berührte mich nicht nur die Abneigung gegen die Schulen, sondern auch diejenige gegen die Spitäler. Eine Stewardess, die bei einer Bauchlandung ihres Flugzeuges am Tigris schwer verletzt worden war, wehrte sich gegen die Einlieferung in ein Spital mit der Behauptung, dort würde sie erst recht den Tod finden. Und als ich einmal einen schweren Typhus aufgelesen hatte, bekam ich volles Verständnis für diese Stewardess: Ich mußte damals einige Zeit künstlich ernährt werden und hatte eine Sonde im rechten Arm. Dadurch ziemlich wehrlos gemacht, schätzte ich es ausgesprochen wenig, wenn schwarze, lange oder rote, runde Schwabenkäfer über mein Lager spazierten und auf mir herumkrabbelten. Eine besonders ungute Erfahrung machte ich auch mit meiner Krankenschwester, die mir am Morgen früh mit einer Tasse Tee auf einmal die ganze Ration Medikamente für einen Tag zum Schlucken gab. Es nützte mir wenig, daß sie nach-

her vom Arzt gemäßregelt wurde, sie hätte mir die vielen verschiedenen Pillen genau wie vorgeschrieben geben sollen. – Die Schweizer in Syrien nennen deshalb die Swissair ihr bestes Spital. «Wenn du krank bist, nimm die Swissair und fliege nach Hause!»

Mit Haschad, dem Chefarzt des Regierungsspitals von Damaskus, durfte ich einmal das ganze Gebäude besichtigen. Die Wände des Labors und die Sterilisierungsräume waren schwarz von Schmutz, Rauch und Feuchtigkeit. Auf meine Frage, warum diese Räume so dreckig seien, meinte er unschuldig, das seien eben Pilze. Dafür waren die jungen Krankenschwestern hübsch weiß gekleidet und hatten ihre Augenbrauen mit wunderbaren Strichen nachgezeichnet.

In einem anderen Spital mit etwa 300 Betten erkundigte ich mich nach der Sterblichkeit. Der Verwalter holte eine umfängliche Liste hervor und teilte mir mit, sie hätten pro Monat nur etwa 100 Todesfälle, manchmal auch mehr – als ob dies ganz normal wäre.

Die Erstellung von neuen Spitälern geht vor allem auch deswegen sehr langsam vorwärts, weil ein unbeschreiblicher Mangel an Ärzten herrscht. Ich traf in Palmyra auf einer Dienstreise einmal einen Arzt bei seiner Konsultation. Wo er wohne, fragte ich ihn, wo er seine Praxis hätte, wie viele Kranke

er zu betreuen hätte und welche Bevölkerungszahl auf ihn entfalle. «90 000 Einwohner», antwortete er, «nach Palmyra komme ich einen Nachmittag in der Woche, und sonst bin ich auf der Fahrt durch die Provinz.» Da verwunderte ich mich nicht mehr, daß sich jeder, wenn er irgendwie dazu kommt, seine Medikamente eben ohne Untersuchung kauft. Auch geschulte, diplomierte einheimische Krankenschwestern gibt es praktisch keine, und es ist der schweizerischen bilateralen Technischen Hilfe zu verdanken, wenn gegenwärtig einige junge Syrerinnen in der Schweiz ausgebildet werden.

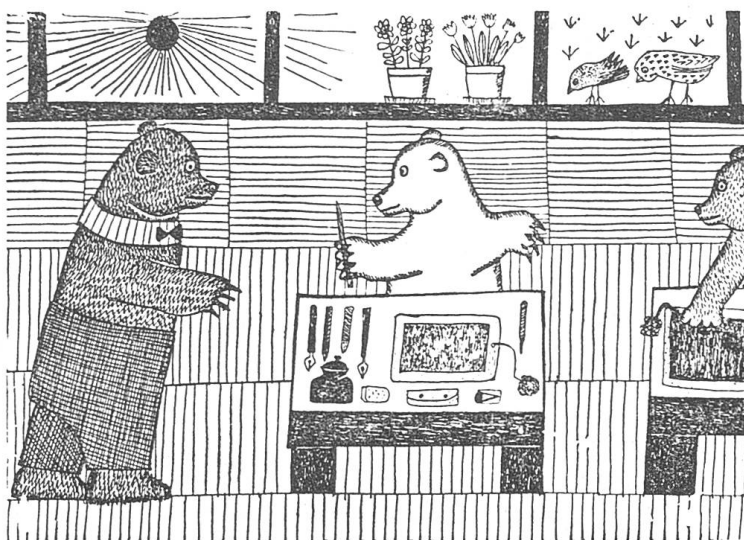
Pension nach drei Wochen

Jede kontinuierliche Entwicklung wird in Syrien durch die ständigen größeren oder kleineren Revolutionen erschwert. Gleichzeitig mit einer neuen Regierung wechseln auch die Beamten weitherum im Land, denn jeder neue Minister sorgt zunächst einmal für sich selbst und besetzt möglichst viele Posten mit seinen Freunden und Angehörigen. Die «hervorragendste» mir bekannte Leistung war diejenige eines Anwaltes, der nur während drei Wochen im Ministerium saß. In dieser Zeit aber ar-

Ein entzückendes
Buch für

KINDER

von 5 bis 12 Jahren
und alle Liebhaber
drolliger Geschichten
und origineller Grafik



Angela Koller

HANNIBAL, DER TOLGGI

Mit 32 amüsanten Illustrationen der in Mühlhausen und Paris lebenden Künstlerin
Véronique Filozof

Fr. 11.65

Hannibal ist ein weißer Spielzeugbär, der lebendig wird. Seine Lage zwischen den Sticheleien der braunen Kameraden und den Ermahnungen der Eltern zur Sauberkeit – Hannibals Vater ist zugleich der Lehrer – bringt ihn in allerhand Schwierigkeiten und treibt ihn schließlich zu einer Mutprobe des guten Willens. Besonders die feinfühligsten Kinder werden sich an Hannibals Erlebnissen und Abenteuern begeistern.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

beitete er wie ein Verrückter. Er erließ nicht weniger als 114 Dekrete, wovon vier für die Allgemeinheit und 110, die seine eigene Person betrafen. Unter anderem schuf er, juristisch einwandfrei, einen auf seine eigene Person zugeschnittenen Lehrstuhl an der Universität, setzte die dazugehörige Honorierung fest und bestätigte sich selber auch gleich die Wahl dafür. Als er nach drei Wochen sein Ministerium verlassen mußte, hatte er auf einem weniger gefährlichen Gebiet sich eine Stellung geschaffen, um die ihn mancher beneidete.

Die Arbeit mit den Beamten aller Stufen war manchmal sehr unterhaltsam. In Saffitá, einem kleinen Bergstädtchen mit beinahe einheitlich christlicher Bevölkerung, die noch auf die Zeit der Kreuzzüge zurückgeht, sollte ich die Frage einer Umfahrungsstraße mit dem Bürgermeister besprechen. Er war genau so groß wie ich, nämlich 1 Meter 92. Die Begrüßung war herzlich, mit einem beinahe schmerzenden Handschlag. Doch damit nicht genug, lud er mich sofort zu einem Zweikampf ein, denn er wollte wissen, wer von uns nun der Stärkere sei.

Was sollte ich tun, um vor den Gemeinderäten der Stadt das Gesicht als UNO-Experte nicht zu verlieren? Wenn er mich niederschlage, meinte ich zu ihm, hätte er ja keinen Experten mehr, und, falls ich ihn bezwingen würde, wäre es wohl klar, daß ich im Gefängnis landete. Worauf wir auf den Hosenslupf verzichteten und brüderlich unseren Kaffee schlürften, bei dem sich erwies, daß die Umfahrungsstraße besser nicht gebaut werde, da sie vom Hauptverkehr sowieso nicht benützt würde, weil eine andere geplante Straße in nur 20 Kilometer Entfernung diesen aufnehmen wird. Der Widerstand war nur deshalb so groß, weil die Spekulation sich schon hinter das Land an der vorgesehenen Straße gemacht hatte... die Probleme sind also ähnlich wie bei uns in der Schweiz.

In Rastan versuchte ich den Dorfältesten ebenfalls von einer Umfahrungsstraße zu überzeugen, womit er aber nicht einverstanden war. Ich erklärte ihm, daß sein dreijähriges Urenkelkind, wenn es im Dorf auf der Straße spiele, dann nicht mehr Gefahr laufen würde, dort überfahren zu werden. Er antwortete mir darauf, meine Annahme sei ganz irrig; wenn Allah es wolle, würde das Kind so oder so im Dorf oder auf der Umgehungsstraße verunfallen. Diese Straße sei deshalb ganz unnötig.

Bei einer anderen Besprechung mit den Notabeln

einer Stadt ging es einmal furchtbar harzig vorwärts. Aus lauter Langeweile griff ich beim Anhören der verschiedenen Voten in meine Tasche und nahm eine Schachtel Napolitaine-Schokolädli heraus, die ich stets mitführte, so ich davon hatte. Jedem Teilnehmer schob ich stillschweigend so ein kleines, farbiges Stücklein unter der Hand zu. Und schon nach einigen Minuten wirkte diese «Droge»: Urplötzlich änderte sich die Stimmung, die Gesichter hellten sich auf, und mit einem Mal wurden meine Vorschläge zur Ausführung empfohlen. – Seit da hat mir die Schweizer Schokolade noch hie und da ihre Wunderwirkung bewiesen.

Nicht der Koran allein

Da ich auch die Entwicklung des Tourismus unter mir hatte, mußte ich mich auch um den Bau von Strandbädern und Hotels kümmern. Die zuständigen Herren im Headquarter zu New York fanden allerdings, daß mein Interesse hiefür bisweilen zu weit gehe, aber in diesem Ministerium war es nun einmal nicht anders zu machen.

So fand ein fortschrittlicher Minister, man müsse einige öffentliche Strandbäder bauen, damit die Jugend sich körperlich ertüchtigen könne und damit die Hygiene besser werde.

Die Aufgabe machte mir Spaß. Mit einigen Mitarbeitern fuhr ich nach Alexandrien, um ein Bad zu besichtigen, das die Engländer seinerzeit noch gebaut hatten. Und nachher ging es weiter an die syrische Mittelmeerküste, wo wir nach geeigneten Plätzen Ausschau hielten und uns zur genauen Überprüfung der Lage in die Badehosen stürzten. Die flachen Ufer waren nur unsicher festzustellen. Ich war deshalb sehr froh, daß ich auf nicht ganz eindeutigen Umwegen zu einer hervorragenden Karte der amerikanischen Navy kam, welche über viele Kilometer hin die Tiefen auf Meter genau angab. Dies ersparte natürlich meinen Topographen sehr viel Arbeit.

Nun ging aber die Diskussion noch darum, ob die Mohammedaner wohl diese Strandbäder wirklich benützen würden, wie groß sie gebaut werden sollten und was die Sache kosten dürfe. Man war sehr großzügig: Nach zwei Jahren stand das erste Bad in Lattaquié und wurde eifrig frequentiert. Wir hatten

es richtig geplant: Ein großer Vordach bot den Leuten die Möglichkeit, ihren Kindern beim Baden zuzusehen, was sehr wichtig war, und das Restaurant war so leistungsfähig, daß es all die vielen Besucher spielend verpflegen konnte. In Syrien geht man eben nicht wie bei uns für einige Stunden ans Wasser, da wird die ganze Sippe auf den Ausflug mitgenommen – manchmal wohl zwanzig Leute, inklusive alle Großtanten und Großonkel. Die Badekabinen verfügten über einen Luxus, den man bei uns nicht kennt: jede einzelne enthielt eine eigene Dusche, weil sich der Mohammedaner nicht vor anderen Menschen duscht. Andere Anlagen wurden ähnlich gebaut.

Leider wurde kurz vor meiner Abreise aus Syrien ein Binnenbad wieder stillgelegt: Nach einer Revolution hatte der ans Ruder gekommene Bürgermeister, ein alter Scheich, entschieden, daß das Baden ganz und gar unsittlich sei. Der Koran lasse nur zu, daß sich die Menschen Hände und Gesicht zeigen. Wir hatten einmal mehr für die Katze gearbeitet und Geld ausgegeben.

Nicht der Koran allein aber ist schuld, daß es

mit der Entwicklungshilfe in vielen Ländern nicht vorwärts geht. Es scheint mir, daß vieles gewonnen werden könnte, wenn die einzelnen Projekte der Vereinten Nationen noch viel besser vorbereitet werden könnten. In der Regel sind die bilateralen Unternehmungen, auch diejenigen von der Schweiz aus, bedeutend sauberer geplant.

Aber einfach ist das natürlich nicht. Das UNO-Hauptquartier in New York setzt sich aus rund viertausend Beamten zusammen, die in prozentualen Kontingenten von jedem Mitgliedstaat gestellt werden. Deren Kenntnisse, Ausbildung, Interesse und geistige Stufe sind sehr verschieden, und dadurch wird die Organisation und die Zusammenarbeit manchmal schwierig oder fast unmöglich. Wie mühsam das oft ist, kann man sich vielleicht vorstellen, wenn man weiß, daß in einem Büro etwa ein Spanier, ein Österreicher, ein Inder, ein ägyptisch-armenischer Flüchtling, eine Tunesierin und eine Syrerin sich mit Amerikanern, Franzosen, Afrikanern, Italienern und Deutschen zu verständigen haben.

Da habe ich es jetzt als Stadtbaumeister von Zug doch bedeutend einfacher.

DR. MED. ADOLF GUGGENBÜHL-CRAIG

SEELISCHE SCHWIERIGKEITEN UND IHRE BEHANDLUNG

*Was Gesunde und Leidende
darüber wissen sollten*

Fr. 6.40

Die «Schweizerische Ärzte-Zeitung» schreibt:

«Der Verfasser, Fachpsychiater, möchte durch die vorliegende, für medizinische Laien bestimmte Schrift gewisse verbreitete und durch ungeeignete Popularisierungen noch verstärkte Vorurteile über seelische Leiden und ihre Behandlung beseitigen. Es handelt sich um eine wirklich leicht verständliche und doch gründliche und umfassende Studie über dieses Grenzgebiet, an dem gleichermaßen Ärzte wie Seelsorger, Richter, Fürsorger, Vormünder usw. interessiert sind.»

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH 1 HIRSCHENGRABen 20